

zum Vorbild für neue Betrachtungen werden muß, die diesen Weg auch weiter ausbauen werden.

Auf diese Weise läßt sich nämlich ein Gräberfeld als Einheit, als Friedhof einer Siedlungsgemeinschaft erkennen, das somit trotz aller Gleichheit im archäologischen Typenschatz mit den übrigen merowingischen Fundplätzen seine Individualität zeigt. Besonders deutlich wird dies gerade beim Gräberfeld von Eick im Vergleich mit den Friedhöfen von Gellep, Orsoy und anderen.

H. Steuer

Kalicz, Nándor: Götter aus Ton. Das Neolithikum und die Kupferzeit in Ungarn. Reihe Hereditas (Corvin Verlag), Budapest 1970. 86 S., 73 Tafelabb., 47 Textabb.

Der Corvin Verlag beginnt mit diesem Bande seine „Archäologische Reihe Hereditas“, die sich in deutscher Sprache an ein breiteres Publikum wendet. Anlage und Ausstattung sind zu loben (der Redaktion der Reihe sei mit einer Anregung gedient: den Tafelunterschriften lassen sich ohne Mühe die Fundortangaben beifügen; auch die Angabe der Objektgrößen würde das Verständnis erleichtern). Die deutsche Übersetzung durch J. Sternberg ist zu begrüßen (ungarischer Originaltitel: *Agyak Istenek*), und falls der zweite Band der Reihe, den M. Szabó den „Kelten im heutigen Ungarn“ widmet, ähnliche Züge tragen wird wie die Arbeit von Kalicz, dann erfährt die archäologische Literatur des Südostraumes wirklich eine Bereicherung. Kalicz wagt einen interessanten Versuch, nämlich das Neolithikum und die kupferzeitliche Entwicklung in Ungarn anhand der figuralen Plastiken und Darstellungen zu schildern. Ihm steht überaus reichhaltiges Material zur Verfügung (zahlreiche in dem Bande abgebildete Fundstücke werden hier erstmals gezeigt). Nach der Lektüre des Buches versteht auch der mitteleuropäische Leser die recht komplizierten Kulturverhältnisse dieser Epoche zweifellos besser als vorher: es erschließen sich neue Zusammenhänge bei Wahrung der Übersichtlichkeit. Von hier aus betrachtet, erscheint die Arbeit durchaus als geglückt: nicht ohne erheblichen Gewinn liest man, wie die noch ganz mit dem anatolisch-ägäischen Kreis verbundenen Darstellungen der Körös-Kultur in der nachfolgenden Alföld-Bandkeramik abgewandelt werden, wie deren westliche Schwester, die mit Mitteleuropa eng verbundene transdanubische Bandkeramik, die Anregung kaum aufnimmt und statt dessen das figurale Element in der Verzierung der Tongefäße ausbildet, und wie dann schließlich mit der Theißkultur sich ganz andere Anschauungen und Motive durchsetzen, die wiederum von der Ägäis ausgehen. Die figuralen Darstellungen werden von Kalicz fast immer überzeugend als kultischer Ausdruck der Kulturen gewertet. Für ihre Einordnung und ihre Interpretation sind für ihn zwei Faktoren ausschlaggebend: die jeweiligen kulturellen Verbindungen der Kulturen, also ihre Abhängigkeit von den reich sich entfaltenden Zivilisationen der Ägäis und des Orients, und sodann – und mindestens ebenso wichtig – die wirtschaftliche Situation der Kulturen. Im Versuch, letzteres aufzuzeigen, liegt nun nach Meinung des Rez. die Schwäche des Buches, weil einmal der Forschungsstand ungenügend ist und weil Nichtwissen oder mangelhaft begründete Anschauungen durch allgemeine Thesen und Pauschalurteile ersetzt werden. Diese Beurteilung soll nun aber keineswegs darüber hinwegtäuschen, daß Rez. den hier eingeschlagenen Weg, nämlich die Grundlagen des Wissens durch subtile Beobachtungen an den verschiedenen Kulturen zu erarbeiten und erst nach gründlicher Kenntnis der Wirtschafts- und Gesellschaftsformen wie nach Bearbeitung der Ornamentik die vergleichende Religionswissenschaft, die bei Kalicz ein wenig zu kurz kommt, heranzuziehen, für einzig richtig hält.

Schon im einleitenden Kapitel „Die Anfangsperiode von Ackerbau und Viehzucht“ wird ein Bild der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung des Neolithikums gezeichnet, das dann in den folgenden Abschnitten – auch hier leider ohne exakte Belege – den Rahmen für den kultischen Bereich abgibt. „Das Leben der

Gemeinschaft war durch das Fehlen des Privateigentums gekennzeichnet. Die Gebrauchsgegenstände, Werkzeuge und Waffen dieser Zeit konnte sich jeder selbst beschaffen oder herstellen. Das Ergebnis der individuellen Arbeit wurde zum Eigentum der Familie, die durch Gemeinschaftsarbeit erworbene Nahrung wurde von der Gemeinschaft verzehrt oder an sie verteilt. In dieser Epoche gab es kaum einen Produktionsüberfluß, es bot sich also keine Gelegenheit zur Ausbeutung" (S.10). Würde man es doch gern! Mit Hilfe der Gräber läßt sich dies jedenfalls, wie Verf. später andeutet, kaum belegen. Die Sitte der Bestattung zwischen den Häusern, der Mangel an gemeinsamer Ausrichtung der Gräber sowie die immer wieder betonte Spärlichkeit der Beigaben wird man kaum als Spiegel der Besitzverhältnisse ansprechen wollen – oder wäre der Besitz an Produktionsmitteln dann gegeben, wenn etwa landwirtschaftliche Geräte und sonstiger Hausrat auch im Grab erschienen? Überraschend bald setzt ein arbeitsteiliges Gewerbe ein, wie Kalicz am Beispiel der Obsidianindustrie sowie an der Töpferproduktion und dem Handel der Bükk-Kultur zeigt.

„Die Grundeinheit der Gemeinschaft war die Klein- und Großfamilie, daher ist das Neolithikum die Blütezeit der Sippen-gesellschaft. Die mütterliche Abstammung, die komplizierten Verbindungen der Verwandtschaft und Ehe regelten die Struktur der Sippen, ihr Ausmaß und ihren Rahmen. Die Arbeitsteilung innerhalb der Familie zwischen Männern und Frauen war im Neolithikum schon sehr vielschichtig, aber vielfach auch miteinander verwoben. Fischerei und Jagd zählten eher zur Beschäftigung der Männer, bei denen aber zeitweise auch die Frauen halfen, und in gewissen Abschnitten der Bodenbearbeitung waren die Männer den Frauen behilflich. Die gesellschaftliche Gleichstellung der Frauen und Männer spiegelt sich auch in den Bestattungsriten. Frauen und Männer erhielten gleicherweise Beigaben.“

Daß die Großhäuser der Bandkeramik auf „Großfamilien“ hinweisen, wurde oft betont, daß die kleinen Häuser, die im Gebiet östlich der Donau von der Körös-Kultur bis zur Theiß-Kultur vorkommen, Kleinfamilien fordern, scheint jedoch ein abwegiger Schluß; unter Großfamilie versteht die Soziologie die Wohngemeinschaft von Verwandten der auf- und absteigenden Linie (meist drei Generationen) und der nicht verheirateten Geschwister; diese Wohngemeinschaft war in der Regel auch Produktionsgemeinschaft. Die Kleinfamilie entstand erst mit der Trennung von Wohn- und Produktionsstätte und ist das Ergebnis einer Entwicklung der neuesten Zeit. Sie läßt sich jedenfalls für das Neolithikum nicht aus der Hausgröße erschließen – sonst ergäbe sich nämlich wirklich die ganz erstaunliche Tatsache, daß innerhalb der gleichen Anbauwirtschaft, nur durch die Donau getrennt, völlig verschiedene Lebensverhältnisse existierten, wobei nur die Gesellschaft mit Kleinfamilien Idole und figurale Darstellungen hervorbrachte und in ihnen kultischen Vorstellungen Ausdruck gab. Die Probleme sind zweifellos vielfältig miteinander verschränkt und nicht im Überblick zu lösen. Der ungarischen Forschung bietet sich da sicherlich ein überaus interessantes Betätigungsfeld, und es besteht kaum Zweifel, daß bei Anwendung subtilerer Methoden reicher Erfolg kommen wird. Obwohl noch zu zahlreichen Einzelheiten kritische Bemerkungen folgen könnten, möchte Rez. deutlich betonen, daß ihm der hier eingeschlagene Weg im Ansatz durchaus erfolversprechend vorkommt.

Nur ein Punkt sei noch herausgehoben: Der Mensch formt nicht nur die Umwelt – Klima und Landschaft formten durch ihre Forderung zur Anpassung im Neolithikum auch die einzelnen menschlichen Gesellschaften. Die Möglichkeiten, die Feldbau und Viehhaltung boten, reichten – um eine Vokabel V. G. Childes zu gebrauchen – zur selfsufficiency. Die Hervorkehrung der Umwelt, der Schwierigkeiten, eine Produktionswirtschaft durchzusetzen, hätte die Plastizität der Argumente von Kalicz sicherlich erhöht; erst ihre Schilderung hätte den „abhängig-beschwörenden Charakter“ der frühen Figuralplastik deutlich gemacht.

Ich referiere weiter die interessanten Übersichten von Kalicz zu den einzelnen Kulturen: In der Körös-Kultur, mit der in Ungarn das Neolithikum beginnt, dominieren

weibliche Gestalten sowie Hirsch, Schaf, Ziege. Die Darstellung ist stark stilisiert, Frauenfiguren zeigen den Typus mit Steatopygie. Ornamente sind spärlich. Wesentlich ausdrucksvoller sind Idole und Plastiken der nachfolgenden Alföld-Bandkeramik, die von der Körös-Kultur die Vorliebe für figurale Darstellungen weiblicher Figuren übernimmt. Die Typisierung wird hier noch weiter getrieben: dreieckige Köpfe mit Nase und Augenschlitzen. Die geometrischen Ornamente auf dem Körper der Darstellungen werden von Kalicz als ornamentierte Gewänder gedeutet – sollte es sich nicht um Körperbemalung bzw. Tätowierung handeln? Die technischen Möglichkeiten des neolithischen Webers dieser Zeit erscheinen mir anhand dieser nur in Körper darzustellenden Ornamente einfach überfordert; Körperbindung ist bisher nicht für das Neolithikum nachgewiesen. Westlich der Donau gefundene figurale Darstellungen sind einwandfrei auf den Einfluß der Alföld-Bandkeramik zurückzuführen. Die Trennung bleibt auch in der nachfolgenden Epoche bestehen: in Ostungarn gewinnt die Theiß-Kultur die Oberhand, westlich der Donau dominiert die Lengyel-Kultur. Im Osten ist der figurale Ausdruck wieder besonders stark, im westlichen, zu Mitteleuropa zählenden Gebiet westlich der Donau sind figurale Elemente nur spärlich vertreten und als Einflüsse seitens des Ostens zu verstehen. Mit der Theiß-Kultur dringt ein neuer Impuls, von der Ägäis ausgehend, in das Karpatenbecken vor – ein neuer Anstoß, figurales Bild zu gestalten. Neben weiblichen Gestalten – typisch ohne Gesicht (auch die Annahme des Verf., die Gefäße könnten einen „Gesichtsdeckel“ gehabt haben, betont nur die Trennung) – zeigt die überraschende Plastik des „Gottes mit der Sichel“ aus Szegvar-Tüzköves nun erstmals deutlich eine männliche Gestalt. Kalicz referiert zu diesem wichtigen Stück die Untersuchung durch J. Mackay, der im „Sichelgott“ ein Abbild von „Kronos“ erblickt. Sicher erscheint angesichts der guten Abbildung jedenfalls, daß diese Figur eine Maske trägt. Die Deutung des Altars von Kékénidomb mit „dem zur Welt kommenden Gotteskind“ (ein Dreieck auf einem reich verzierten Tongegenstand mit der Andeutung eines Gesichts wird als Geburtszene gedeutet) erscheint überinterpretiert.

Zu Beginn der Kupferzeit, die in Ostungarn durch die Tiszapolgár- und die nachfolgende Bodrogkeresztúr-Kultur, westlich der Donau durch die Balatongruppe (Frühstadium der westlichen Komponente der Badener-Pécelser-Kultur) charakterisiert wird, nimmt der Umfang der figuralen Darstellungen radikal ab. Kalicz betont den Übergang zur „Lebensweise des Hirtentums“, und damit den Abbruch der vorangehenden, ganz überwiegend vom Ackerbau geprägten Gesellschaften. Der Vorgang erscheint glaubhaft und ist dennoch nicht durchaus verständlich. Daß Kulturen mit überwiegend viehhalterischer Komponente in ihrem kultischen Ausdruck Tiere bevorzugen, ist einleuchtend. Dennoch wäre hier die detaillierte Analyse der Siedlungszeugnisse unbedingt erforderlich. Die Tatsache, daß in Gräbern Fleischbeigaben (charakterisiert durch Tierknochen) vorkommen, erklärt wenig. Man vermißt das Ineinandergreifen der Untersuchungen verschiedener Quellengattungen.

Rez. hat verschiedentlich geäußert, daß mit dem Aufkommen von Metall neue, gleichsam den Augenblick überdauernde Wertmaßstäbe gesetzt wurden. Diese Ansicht betont auch Kalicz. Daß mit dem Aufkommen des Metalls jedoch erstmals der Privatbesitz begann, ist aus den Funden kaum abzulesen. Daß die auf Viehhaltung spezialisierten Gruppen der Kupferzeit ein Bewußtsein ihrer Gemeinschaft durch die Sitte erhielten, ihre Verstorbenen auf einem Friedhof und nicht mehr zwischen den Häusern zu beerdigen, erscheint mir überaus aufschlußreich) – konzentriert in Arealen oder weit über die Siedlungsfläche verstreut? Waren diejenigen Gefäße, auf denen derartiges vorkommt, wirklich Vorratsgefäße (welche Bedeutung und Funktion hatten

So bleibt zum Schluß zu bemerken, daß Rez. dem Denkansatz von Kalicz durchaus zuneigt, daß aber die Motivationen noch detaillierter zu untersuchen sind. Wo wurden jeweils die figuralen Darstellungen in den Siedlungen gefunden (daß sie nie in Gräbern vorkommen, erscheint mir überaus aufschlußreich) – konzentriert in Arealen oder weit über die Siedlungsfläche verstreut? Waren diejenigen Gefäße, auf denen derartiges vorkommt, wirklich Vorratsgefäße (welche Bedeutung und Funktion hatten

die zahlreichen Gruben innerhalb der Siedlung – Abfall oder Vorrat)? Zeigen Darstellungen menschlicher Figuren mit erhobenen Armen wirklich die Bitte an die Gottheit, den Inhalt des Gefäßes, den Erfolg aller landwirtschaftlich-technischen Bemühungen, zu beschützen? Antwort auf all diese Fragen kann nur eine überaus detaillierte Erforschung der gesamten Kulturverhältnisse der neolithischen und kupferzeitlichen Entwicklung Ungarns erbringen.

Es braucht kaum betont zu werden, daß die Arbeit von Kalicz für jeden Forscher, der sich über die reine Formenkunde hinaus mit den Problemen der Urgeschichte beschäftigt, mannigfache und wichtige Anregung bringt. Daß progressive Arbeiten auch zu Kritik herausfordern, ist letztlich nur ihr Vorteil.

J. Driehaus

Klindt-Jensen, Ole: Welt der Wikinger. Illustrationen von Svenolv Ehrén. Frankfurt am Main (Umschau-Verlag) 1967. 240 S. mit zahlreichen Abb.

„Wenn Märchen je Wirklichkeit waren, dann muß das zur Zeit von Harun al Raschid und Leif dem Glücklichen gewesen sein.“ So beginnt Ole Klindt-Jensen sein Buch über die Wikinger, und so ist in der Tat dieses Werk selbst eine merkwürdige Mischung von nüchterner Darstellung der Geschichte und des Alltagslebens der Nordleute mit einem Hauch von Abenteuer und Romantik.

Gerade in der jüngsten Zeit versuchen Archäologen immer wieder, auf besonderen Wegen das Interesse der Allgemeinheit zu wecken. Es sei nur an die Arbeit von H. Dannheimer und R. Fink (Fundort Bayern, Report aus der Vorgeschichte, München-Zürich 1968) zu Bayerns Vorgeschichte erinnert, in der „künstlerisch“ arrangierte Photographien von Altertümern mit einem Text aus sowohl fachlicher wie auch unvorbelasteter Hand verknüpft werden.

Auch das von B. Almgren herausgegebene Wikinger-Buch (Die Wikinger, Essen 1967) schließt sich diesen Experimenten an. Während aber dort mit spitzer Feder gezeichnete Menschen der Wikingerzeit mit sehr originellen, oft häßlichen und daher wirklichkeitsnah wirkendem Aussehen die Anschauung fördern wollen und jeden Verfremdungseffekt zu vermeiden suchen, gehen O. Klindt-Jensen und Sv. Ehrén einen anderen Weg. Mit farbig gemalten Abbildungen werden nicht nur Menschen, Landschaften und Rekonstruktionen, sondern auch die Altertümer selbst wiedergegeben, um – wie es im Klappentext heißt – die Welt der Wikinger „viel deutlicher zu machen, als eine Photographie es je vermöchte“. Natürlich ist es schwer für einen Prähistoriker, die Wirkung eines solchen Versuchs auf einen breiteren Leserkreis abzuschätzen, doch kann mit Sicherheit gesagt werden, daß ein großer Teil der Abbildungen – nicht nur die gewaltigen Landschaften – eine Romantisierung der Wikingerzeit geradezu erzwingen. Trotz aller Nüchternheit und Sachlichkeit des Textes verspürt man aber auch durch die Wahl gewichtiger Worte und den oft straffen und kargen Satzbau eine etwas zu starke Tendenz zur Dramatisierung, die gerade – wie noch zu zeigen sein wird – nicht die Absicht des Verfassers gewesen ist (wie weit dabei jedoch die Übersetzung eine Rolle spielt, konnte nicht überprüft werden).

Trotz der erwähnten Vorbehalte verspürt man den wissenschaftlichen Ernst und das Bemühen, ein wirklich umfassendes, sachliches und neutrales Bild der Zeit der Wikinger zu entwerfen. Herangezogen werden nur zeitgenössische Quellen, vor allem archäologische und numismatische Funde, dann Runen- und Bildsteine und schließlich die Skaldenstrophen als wikingerzeitliche literarische Reste sowie die Ortsnamen der von den Wikingern eroberten und besiedelten Länder. Die umfangreiche Sagaliteratur, die ihre Aufzeichnung erst den späteren Jahrhunderten verdankt, ist dagegen weitgehend ausgelassen worden.